

Bertram Schefold

Nachruf für Walter Rüegg

Vorgetragen in der
Wissenschaftlichen Gesellschaft
an der
Johann Wolfgang Goethe-Universität
Frankfurt am Main
am 19. Dezember 2015

Prof. Dr. Dres. h.c. Bertram Schefold
FB Wirtschaftswissenschaften
Goethe-Universität
Theodor-W.-Adorno-Platz 4
60629 Frankfurt am Main
schefold@wiwi.uni-frankfurt.de

Von der Jugend in der schweizerischen Vorkriegszeit bis zum Ruf nach Frankfurt

Walter Ruegg, eine der wichtigsten Persönlichkeiten in der Geschichte der Frankfurter Universität und ein treues Mitglied der Frankfurter Wissenschaftlichen Gesellschaft¹, verstarb am 29. April 2015. Die Trauerfeier hat am Samstag, dem 16. Mai 2015, in der Reformierten Kirche von Villette (Lavaux) am Genfer See stattgefunden, nahe Veytaux-Chillon, wo er während seines langen, von intensiver wissenschaftlicher Arbeit erfüllten Ruhestandes, wohnte, bevor er 2010 ins Elternhaus nach Villette zu seiner jüngeren Schwester umzog. Er hat sein Leben mehrfach beschrieben, in Lebensläufen, in verstreuten Erinnerungen und Briefen. Zuweilen analysierte er es mit den scharfen Begriffen der Soziologie, wiederholt erzählte er in seiner an der Antike geschulten Prosa, oft schrieb er launig und persönlich. Geboren wurde er am 4. April 1918 in Zürich in die Familie des Kaufmanns Walter Heinrich Rüegg, der zuletzt Prokurist in der Firma AIAG/Neuhausen-Chippis (später Alusuisse) war. Seine Mutter Margrit, geb. Braun, hatte jüdische Vorfahren und eine Verwandtschaft, die nach Ungarn und Deutschland reichte. Der Sohn wurde evangelisch-reformiert getauft und erzogen. Walter Rüegg war das älteste von fünf Geschwistern. Von 1921 an wuchs er in Neuhausen am Rheinfluss auf. Die Landschaft prägte ihn und die Zeitgeschichte. Während in den zwanziger Jahren die Länder offen waren und Ausflüge fast unterschiedslos durch deutsches und schweizerisches Gebiet führten, wurde die Grenze später total abgeriegelt, und es fand eine vollständige politische Entfremdung von Deutschland statt.

Der Schüler besuchte die humanistische Abteilung der Kantonsschule Schaffhausens. Hier erschloss sich in die Weite der Geschichte, und er gewann eine besondere Vorliebe für die Antike, insbesondere die lateinische. Er verdankte es dem intensiven Familienleben, dass die Spannung zwischen der Herkunft und den ihm in der Schule und in seiner Lektüre begegnenden Geisteswelten bewältigt werden konnten. Der Vater teilte ihm von seinen Erfahrungen des Wirtschaftslebens in der Zeit der Wirtschaftskrise mit. Die Mutter, eine sehr gebildete Frau, sprach deutsch, aber auch ungarisch und slowakisch, denn sie stammte aus einer deutsch-jüdischen, ins Zipser Land in der heutigen Slowakei eingewanderten Familie; ihr Großvater, Walter Rüeggs Urgroßvater, war Rabbiner. In der Familie wurde die Musik gepflegt. Walter Rüegg saß dann am Klavier, aber er vernachlässigte keineswegs Kinderspiele und jugendliche Mutproben. Er war ein guter Schwimmer, und lernte – das war damals möglich – mit zwölf Jahren ein Auto zu lenken. Für eine ganze Weile erfüllte ihn die Pfadfinderei. Schon mit sechzehn Jahren leitete er eine Abteilung, zusammen mit einem Freund. Die Beiden brachten sie in fünf Jahren von gut zwanzig Mitgliedern zu über hundert. Sie organisierten Pfadfinderlager in den Alpen, waren rigoros sparsam, weil viele armen Familien entstammten; das Fahrrad musste die Eisenbahn

¹ Er hielt in der Frankfurter Gesellschaft die folgenden Vorträge: 3. Februar 1973: Vita activa und vita contemplativa im Humanismus der Renaissance; 2. Februar 1985: Wettbewerb und Ethos als akademische Leistungsanreize; 5. Mai 1990: Mythen, Probleme und Lehren der Entstehungsgeschichte der europäischen Universität; 4. Juni 1994: Was lehrt die Geschichte der Universität (dieser Vortrag publiziert als Sitzungsberichte XXXII, 6, 23 S., 1994). Auch der unten erwähnte Nachruf auf Max Horkheimer wurde zum Vortrag vor der wissenschaftlichen Gesellschaft verfasst (in den Sitzungsberichten 1975). – 2009 wurde Rüegg auf seinen Wunsch von den Pflichten eines ordentlichen Mitglieds entbunden und als Korrespondierendes Mitglied weiter geführt.

ersetzen. Die Eltern der Jüngeren vertrauten ihm, wenn sie es erlaubten, dass er – auch dies bereits mit sechzehn – die Kameraden auf 3000 und 4000 m hohe Berge wie das Allalinhorn bei Saas-Fee führte.

Als der Soziologe in der Zeit der Studentenrebellion auf diese Jahre zurückblickte, betonte er das Antiautoritäre jugendlicher Selbstorganisation. Aber er verwies auch auf die Hintergründe. Die Wirtschaftskrise hatte Neuhausen und Schaffhausen heftig getroffen. Bis zur Krisenzeit waren vorwiegend Kinder der Mittel- und Oberschicht – darunter Kinder der Angestellten der Firma, in der auch der Vater tätig war, – dabei; Schaffhausen war jedoch größtenteils proletarisch. Walter Bringolf, später einer der bekanntesten sozialdemokratischen Politiker der Schweiz, war damals noch Kommunist und Stadtpräsident. Die Pfadfinder wurden von den Arbeitern als Kinder eines Klassenfeindes wahrgenommen. Aber während der Krise wurden deren Söhne für die Bewegung gewonnen. Dies sei durch die „puritanisch-asketische Lebensform“ möglich gewesen. Das erstrebte einfache Leben im Freien, das Ernstnehmen des Pfadfindergesetzes überbrückte soziale Schranken; beides war wesentlich mit der Abwehr der braunen Gefahr verbunden. Diese drohte auch aus der Schweiz selbst. Die Pfadfinder wurden aufgefordert, sich einer schweizerischen Nationalen Jugend anzuschließen. Das geschah nicht, aber die Pfadfinder erhielten zunehmend Geld vom militärischen Vorunterricht. An die Stelle des Bergsteigens traten allmählich Marschübungen, Samariterübungen, schließlich sogar Übungen an der Waffe. So sei die Bewegung letzten Endes doch nur antiautoritär gegen außen, gegen innen aber diszipliniert gewesen, unter vollständiger Abstinenz von Alkohol und Nikotin, gleichzeitig begeistert für Lagerfeuerromantik und voll Freude an geheimbündlerischen Symbolen.

1936 nahm Rüegg das Studium der Klassischen Altertumswissenschaften und der Philosophie in Zürich auf. Es sei der Vater gewesen, der ihn dazu bewog, auch Sozialökonomie zu studieren. Bei Ernst Howald habe er eine „von der philologischen Detailuntersuchung zur gesellschaftskritischen Problematik vorstoßende Methodik“² gelernt. Von Anfang an war damit angelegt, was Rüegg sein Leben lang beschäftigen sollte: die parallele Untersuchung von Antike und Humanismus als Geistesgeschichte und als Paradigma soziologischer Analyse. Betrachtet man die Publikationen, zerfiel sein Forscherleben im Wesentlichen in zwei Teile: erst erschienen die Arbeiten des Altphilologen, dann die des Soziologen. Doch blieben die Bereiche in seinem Denken aufeinander bezogen, wodurch er sich unter über diese Bildung nicht verfügenden Gesellschaftswissenschaftlern auszeichnete.³ Die damit gegebene Fragestellung

² Diese Erinnerungen entnehme ich der Sammlung „Spuren fröhlicher Jugendzeit präsentiert von Walter Rüegg am 4. April 1998“, einer Sammlung verschiedener Erinnerungsstücke, Briefe, Lebensläufe und Würdigungen, die aus Anlass des 80. Geburtstags zusammengetragen wurden und die mir Frau Helena Rüegg freundlicherweise mit weiteren Erklärungen für diesen Nachruf zur Verfügung gestellt hat. Ihr und ihren Geschwistern danke ich für die kritische Durchsicht dieses Nachrufs; für Einzelheiten bleibe ich verantwortlich. Sehr zu danken habe ich auch Prof. Dr. Ruth Meyer, Bern, Schülerin und Assistentin Walter Rüeggs in Frankfurt und Bern, für brieflich mitgeteilte Korrekturen und Ergänzungen.

³ In einem späten Aufsatz hat Rüegg wichtige Ergebnisse seiner Cicero- und Humanismusforschung zusammengefasst: Walter Rüegg: Cicero – Person und Wirkung in der abendländischen Geschichte, in Bertram Schefold (Hrsg.): Vademecum zu einem Klassiker des römischen Denkens über Staat und Wirtschaft. Kommentarband zum Facsimile-Nachdruck der 1465 in Mainz gedruckten Editio Princeps von von Marcus Tullius Cicero: De officiis. Reihe Klassiker der Nationalökonomie. Düsseldorf: Wirtschaft und Finanzen 2001, S. 57-74. Wesentlich das von ihm mit Einleitungen und Kommentaren herausgegebene

spitzte sich bereits zu, als Rüegg sein Studium an der Sorbonne fortsetzte. Dort wurde an der ersten Universität Frankreichs die deutsche Altertumswissenschaft noch als Vorbild behandelt, während sich Furcht und Abscheu vor der nationalsozialistischen Bewegung überall verbreiteten. Wegen des Kriegsausbruchs musste Rüegg den Pariser Aufenthalt schon nach einem Jahr abbrechen. Er kehrte heim zu Jahren, in denen er Militärdienst zu leisten hatte, bis er wegen einer Lungenkrankheit ausgemustert wurde, und dem Studium nachging. „Aus dieser Situation heraus wählte ich nicht ein rein altphilologisches Thema, sondern ein Problem der humanistischen Bildung – welche mir insbesondere durch das aktuelle Geschehen in Deutschland, dem Lande des sogenannten Humanismus par excellence, fragwürdig geworden war – als Thema meiner Dissertation“.⁴ Im Sommer 1944 promovierte er mit einer Arbeit über „Cicero und der Humanismus, formale Untersuchungen über Petrarca und Erasmus“ in Zürich in Klassischer Philologie und Didaktik des Höheren Unterrichts. Er erwarb noch das Diplom für das höhere Lehramt des Kantons und war bis 1952 verschiedentlich Lehrer an deutsch-schweizerischen Gymnasien. Er heiratete 1945 Liselotte Rickenbach, eine Mitstudentin. Das Paar hatte drei Kinder.⁵

Walter Rüegg wurde von Ernst Howald ermuntert, die akademische Laufbahn zu ergreifen. Mit einem Stipendium konnte er von 1947 bis 1950 in Florenz und Rom den italienischen Humanismus studieren. Im Rahmen der Habilitation erarbeitete er eine kritische Edition einer bis dahin nicht herausgegebenen Schrift von Coluccio Salutati, „De fato et fortuna“, mit historisch-philologischer Einleitung. Charakteristisch ging es jedoch beim Probevortrag um die Fortwirkung des Humanismus; das Thema lautete: „Der Humanismusbegriff beim jungen Marx“, und seine Antrittsvorlesung hielt Rüegg im Wintersemester 1951 über: „Die Stellung der humanistischen Bildung im Kampf zwischen Christentum und Materialismus“.⁶ Rüeggs Arbeiten stießen in der Altertumswissenschaft, in der Philosophie, in der Pädagogik und in der Soziologie auf Interesse; auch Benedetto Croce wurde auf ihn aufmerksam.

Schon 1946 begannen Reisen nach Deutschland unter den damaligen schwierigen Bedingungen äußerster Knappheit unter den Deutschen, kontrastierend mit der reichen Ausstattung der Amerikaner. Die Marburger Hochschulgespräche boten die Anregung, sich mit der Idee des Studium Generale zu beschäftigen⁷. Aber die Zerstörungen bedrückten, die politischen Verhältnisse waren ungeklärt und beunruhigten, nur mit einzelnen Deutschen verstand sich Rüegg sogleich vorzüglich, so in Frankfurt mit dem Rektor der Universität (Walter Hallstein) und dem Dekan der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät (Heinz Sauermann), auch mit Ernst Beutler im Goethehaus, während ihm die Gelehrsamkeit von Ernst Robert Curtius bei weiteren Reisen besonderen Respekt einflößte. Es gab erste

Werk: Antike Geisteswelt, 2 Bände, Darmstadt. Halle: 1955. Weitere Ausgaben bei Artemis 1964, bei dtv 1967, bei Suhrkamp 1984, bei Dausien 1986.

⁴ A.a.O. (Fn. 2), S. 72.

⁵ Elisabeth, *1946, Romanistin; Andreas, *1950, Mathematiker und Physiker; Helena, *1959, Musikerin.

⁶ A.a.O., S. 73.

⁷ Vgl. u.a. Walter Rüegg: Humanismus, Studium generale und Studia humanitatis in Deutschland. Genf: Holle 1954.

Überlegungen, ihn zu berufen, doch fuhr er nach Paris und alsbald, wie schon erwähnt, nach Florenz.

Für ihn wie für so viele Gelehrte, die in der frühen Bundesrepublik eine Rolle spielen sollten, wurde eine Amerikareise zu einem bestimmenden Erlebnis. Seine Bemühungen, das Studium Generale, damals ein Modebegriff, zu fördern, führten zu einer Einladung des Chicago-Frankfurt-Interuniversity-Exchange-Committees, zwei Semester als Gastprofessor an der Universität Chicago zu arbeiten; sie beruhte auf diversen Gastvorlesungen, die Rüegg in Deutschland gehalten hatte und der Organisation eines Forschungsprojekts über „Humanismus und Studium Generale in Deutschland“. Die Briefe an Freunde und Verwandte schildern ein dem Europäer damals fremdes Amerika, das zu Schiff nur nach mühsamen Zollformalitäten erreichbar wird, mit langen Eisenbahnfahrten und sich nur allmählich erschließenden Naturschönheiten. In New York, in Syracuse und Chicago trifft Rüegg auf nun berühmt gewordene Emigranten aus Deutschland, die eine in neuem Stil agierende Altertumswissenschaft aufgebaut haben. Ihr Humanismus kann nicht oder nicht mehr eine entsprechende Schulbildung voraussetzen, aber es gibt eine geistesgeschichtliche Herangehensweise, die breite studentische Schichten erreicht. Berühmte Archäologen wie von Blanckenhagen, der Gräzist von Fritz, der später nach München zurückkehren wird, der Renaissanceforscher Hans Baron zählen zu den Gesprächspartnern. Die ausgezeichneten Arbeitsbedingungen in Chicago erlauben es Rüegg, mehrere größere Publikationen abzuschließen, aber auch die besonderen Institutionen der amerikanischen Universitäten zu studieren, die ihn später zu seinen Reformvorschlägen für das europäische und insbesondere für das deutsche Universitätssystem anregen sollten.

Im Wintersemester 1953 kehrte Rüegg nach Zürich zurück, nahm die Vorlesungen wieder auf, arbeitete jedoch auch an zwei Firmengeschichten auf dem Gebiet der Elektro- und der Aluminiumindustrie, die in den beiden nachfolgenden Jahren veröffentlicht wurden. Als Nachfolger seines Vaters übernahm er anschließend die Geschäftsführung von vier schweizerischen und zwei europäischen Fachvereinigungen der Aluminiumindustrie. Die feste Verpflichtung, die er dadurch einging, hinderte ihn, einen Ruf als Ordinarius für Pädagogik an der Universität Köln anzunehmen. Ebenso musste er weitere Rufe nach Erlangen und Heidelberg ablehnen. Er lernte dagegen die Probleme der Aluminiumindustrie kennen, insbesondere hatte er sich mit Kartellfragen, mit der Integration der Industrie und soziologischen Folgen der technischen Entwicklung zu befassen. Er wurde Titularprofessor in Zürich. „Meine Hoffnung, wie die Humanisten der Antike und Renaissance tagsüber einen Beruf ausüben und mich im Otium der Wissenschaft und akademischem Lehre widmen zu können, erwies sich in der modernen hektischen Zeit als undurchführbar.“⁸ Zweifellos entsprach die von Rüegg gelebte Verbindung von Wissenschaft und Organisation so wie seine Verbindung von geliebter Lektüre originaler Texte und deren philologischer, vor allem aber soziologischer Analyse auch seiner Neigung und Begabung, unabhängig von äußeren Antrieben.

⁸ A.a.O., S. 74.

Die entscheidende Wendung kam mit der Berufung auf den ersten Frankfurter Lehrstuhl für Soziologie an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät, den in der Gründerzeit der Frankfurter Universität Franz Oppenheimer und nach ihm Karl Mannheim innegehabt hatten und der seit dessen Vertreibung der Wiedererrichtung harrte. An dieser Stelle unterbrechen wir den biographischen Diskurs und wenden uns den wissenschaftlichen Fragestellungen Rüeggs zu, bevor wir auf seine schwierigen Jahre an der Frankfurter Universität eingehen.

Humanismus und Soziologie

In einem Sammelband mit Aufsätzen und Vorträgen unter dem Titel *Anstöße* hat Rüegg im Nachwort eine Positionsbestimmung versucht.⁹ Das Leitmotiv des Buchs lautet: „Lässt sich der Humanismus, die eigentümlich europäische Programmatik menschlicher Selbstverständigung, aus der Geschichte in der Gegenwart für die Zukunft neu bestimmen?“ Rüegg stellt fest, dass der Begriff seine Kraft teilweise eingebüßt habe. Häufiger spreche man nun von der „Qualität des Lebens“ und von „Emanzipation“. In solchen Begriffen drückt sich, wie wir Späteren leicht sehen können, ein Bruch mit überlieferten Menschenbildern aus, während Rüeggs Rückberufung auf den Humanismus gerade darauf beruhte, dass er zumindest der Haltung der Humanisten, wenn auch nicht ihren einzelnen Inhalten, noch eine prägende Kraft zutraute. Aber der Humanismus hatte falsche Freunde. Die Idee des Humanismus sei von der kommunistischen Kulturpolitik übernommen worden und wirke auf die dritte Welt; sie sei in Frankreich mit der marxistischen Volksfrontpolitik verbunden. Diese Assoziation, die den Humanismus in Frage stellt, ist uns heute, über vierzig Jahre nach der Publikation des Buches, ein Vierteljahrhundert seit dem Zusammenbruch des sowjetischen Imperiums, weniger geläufig als der andere Zweifel: „Was konnte die Beschäftigung mit dem Altertum für eine humane Bildung bedeuten, wenn im Lande der Altertumswissenschaften und des Neuhumanismus ein Totalitarismus und eine kollektive Perversion des Humanen in einem solchen Ausmaß möglich war?“¹⁰ Seine Reflexion über diese Fragen habe in der Studentenzeit 1938 begonnen, als die schweizerischen Studenten der Altertumswissenschaften nicht mehr nach Deutschland gingen, sondern nach Frankreich auswichen, obwohl Deutschland als das Land der Altertumswissenschaften anerkannt war. Dabei aber hatten die Altertumswissenschaften vorher selbst das Ideal des vorbildlichen antiken Menschentums zerstört. „Nicht antike Humanität, sondern die historische Abhängigkeit der modernen von den alten Kulturen konnte, wenn überhaupt, Bildungsformen rechtfertigen, die der intensiven Beschäftigung mit der Sprache und der Literatur des klassischen Altertums einen zentralen Platz einräumten.“¹¹ Allerdings stieß die Entmythologisierung des Dogmas vom klassischen Altertum in der Bildungswirklichkeit selbst bei Nietzsche und Wilamowitz auf Widerstand. Die

⁹ Walter Rüegg: *Anstöße*. Aufsätze und Vorträge zur dialogischen Lebensform, Frankfurt am Main: Alfred Metzner Verlag 1973.

¹⁰ A.a.O., S. 348, S. 349.

¹¹ A.a.O.

klassische Philologie sei zum Teil mit ihrem Inhalt, zum Teil als Wissenschaft vielen Absolventen Religionsersatz geblieben.

Von dieser schon desillusionierten Interpretation wendet sich Rüegg dem dritten Humanismus Werner Jaegers zu, dem er Schwereres vorwirft: er habe zugleich eine nationalpolitische Bedeutung des Humanismus und die apolitische Verinnerlichung der Wissenschaft, den Rückzug aus der Politik legitimiert. Die pauschalisierende Eindeutigkeit dieser Positionsbestimmung, die sich seiner Lebenserfahrung verdankt, führt Rüegg auf Ernst Howalds Beobachtung zurück, es sei der deutsche Humanismus auf der Idealisierung des jugendlichen Griechentums aufgebaut und lehne die lateinische Kultur und deren neuzeitliche, insbesondere barocke europäische Formen ab. So stellt sich Rüegg die Frage, ob der deutsche Humanismus als Vollendung desjenigen der Renaissance angesehen werden könne oder ob er etwas ganz anderes darstelle.

Als Kennzeichen der *studia humanitatis* sei die kommunikative Intersubjektivität anzusehen, die einen Gegensatz zur „rational-objektiven Struktur des Mittelalters“¹² bilde; den Humanismus der Renaissance bezeichnet er als „subjektiv oratorisch“ und als „dialogisch“. Solche Kennzeichnungen eines verständigen Gesprächs weisen auf Habermas voraus.

In dieser Wendung sieht Rüegg selbst das Neue seines Ansatzes und findet dann in soziologischen Theorien, insbesondere der sozialen Mobilisierung, der Modernisierung, der Urbanisierung, der Geldwirtschaft, der institutionalisierten Bildung und Teilhabe Analogien zu den humanistischen Bewegungen. Rüegg geht somit einen anderen Weg der Fortsetzung des alten Humanismus. Dabei ist die Wendung zur Gesellschaft als solche meiner Ansicht nach nicht unbedingt das Kennzeichen der von ihm geforderten humanistischen Erneuerung, denn die deutsche Altertumsbegeisterung im 19. Jahrhundert kannte einen ähnlichen Ausgang. Von der Griechenlandbegeisterung der Generation Goethes, Schillers, Hölderlins, die von den lateinischen Umbildungen zu den griechischen Originalen der Klassik zurückfand, entwickelte man mit den auf die Reichsgründung gerichteten Bestrebungen ein Ideal allgemeiner Bildung, mit welcher der so sichtbare technische und wirtschaftliche Fortschritt durch eine höhere Sittlichkeit nicht nur ergänzt, sondern geleitet werden sollte. Gründer der Historischen Schule wie Wilhelm Roscher und Bruno Hildebrand, auch spätere wie Karl Bücher kamen von den Altertumswissenschaften her und identifizierten sich, wie Schmoller selbst, mit dem Gedanken einer von der deutschen Klassik ausgelösten Bewegung.¹³ Über die historische Soziologie und über die neoromantische Bewegung setzte sich diese Vorstellungswelt bis ins 20. Jahrhundert fort. Sie brachte solche Ökonomen jüdischer Herkunft wie Edgar Salin und Kurt Singer hervor, die zugleich Soziologen waren und Kenner des Altertums, die aber außerhalb Deutschlands wirkten – Singer, weil er vertrieben wurde, Salin, weil er, in der Schweiz lebend, in berechtigter Furcht vor

¹² A.a.O., S. 351.

¹³ Vgl. meine Beiträge zu Roscher, Hildebrand und Schmoller in der von mir edierten Reihe *Klassiker der Nationalökonomie*.

dem Nationalsozialismus Rufe nach Deutschland nicht annahm.¹⁴ Es ist also richtig, dass in Deutschland ein anderes Verständnis des Humanismus vorlag als in der von Rüegg favorisierten französischen Tradition. Man kann aber nicht die deutsche Katastrophe einem deutschen Humanismus zurechnen. Es wäre allerdings zu fragen, weshalb Vertreter des deutschen Humanismus sich gegenüber dem Nationalsozialismus als schwach erwiesen.

Rüegg hat sich, soweit ich sehe, nicht auf den Versuch eingelassen, eine zwingende Verbindung zu belegen. Wichtiger scheint ihm eine positive Fortsetzung gewesen zu sein. Er wollte, dem marxistischen Determinismus und dem amerikanischen Funktionalismus entgegen, eine humanistische Soziologie entwickeln, welche die „gesellschaftliche Eigengesetzlichkeit der geschichtlichen Dimension als Bedingung sozialen und eigentlich humanen Handelns in der Gegenwart und Zukunft“ berücksichtigen sollte.¹⁵

Diese These wird in einer langen Reihe von Aufsätzen näher entfaltet. So wird das „christlich-humanistische Programm des Erasmus von Rotterdam“ nachgezeichnet. Bei Erasmus geht ein Kämpfer für das Christentum (die Schrift des Erasmus spricht vom „Dolch des christlichen Soldaten“) nicht von objektiven Strukturen der wahren Welt aus, sondern er gewinnt, anders als bei Thomas von Aquin im Mittelalter, die Wahrheit im Leben und bewährt sie in richtigem, frommem Verhalten. Das Werk des Erasmus kann so als die Entstehung einer Pädagogik angesehen werden, die ihre Wirkung durch die Bildung des Lehrers und durch den Stil seines Schreibens ausübt. Der Erziehung und Bildung, nicht einem abstrakten Wissenschaftsideal um seiner selbst willen, dient die philologische Bemühung. Der Humanist erscheint als „Diener Gottes und der Musen“.¹⁶ Bis ins 16. Jahrhundert bleibt er ein Außenseiter, der Dichtung zugeneigt, während an den Universitäten der scholastische Unterricht vorgefundener Dogmata fortgesetzt wird. Die Humanisten beleben nicht antikes Heidentum, sondern fördern die Laienfrömmigkeit.

Überraschend stellt sich heraus, dass der „Humanismus“ als Begriff erst 1808 auftaucht; er wurde von Schillers Freund F. J. Niethammer geprägt, um sich vom Philanthropismus abzugrenzen. Von der Suche nach den ersten Spuren des Worts gelangt Rüegg zu den Arbeiten, die sich mit der Vorgeschichte des marxistischen Humanismusbegriffs befassen. Erst durch die Jugendschriften von Marx wurde der Begriff politisch; Stalin selbst sanktionierte ihn. Sartre stritt darüber mit Heidegger und schließlich drang der Begriff in die religiöse Sphäre mit der These eines „christlichen Humanismus“ ein. Marx selbst freilich befasst sich nur kurz damit. Rüegg ging den Schritten, die von Niethammer über Arnold Ruge und Feuerbach zu Moses Hess und Marx führten, sorgfältig nach; die Einzelheiten gehören nicht hierher.

¹⁴ Bertram Schefold: Politische Ökonomie als "Geisteswissenschaft". Edgar Salin und andere Ökonomen um Stefan George, in: H. Hagemann (Hg.): *Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie* 26, *Schriften des Vereins für Socialpolitik*, Neue Folge Bd. 115/26, Berlin: Duncker & Humblot 2011, pp. 149-210.

¹⁵ A.a.O., S. 353.

¹⁶ A.a.O., S. 152 ff.

Das Schicksal des Humanismus im engeren Sinn, als einer Frucht der Altertumswissenschaften, hat Rüegg nicht weniger beschäftigt. Er beobachtete, wie diese zurückgedrängt wurde. Das humanistische Gymnasium schien apolitisch und apraktisch. Er versuchte dagegen, Sache und Begriff des Humanismus zur Lösung aktueller Fragen zu nutzen, beispielsweise in Debatten der 50er Jahre über den Heimatschutz, der zugleich Naturschutz war. Hier setzte er sich für einen „humanistischen“ anstelle eines „romantischen“ Heimatschutzes ein: „Die Einordnung der Technik in eine vom ganzen Menschen und nicht nur vom rechnenden Intellekt erlebte und gestaltete Umwelt darf man wohl humanistisch nennen, ist doch seit jeher die Gestaltung der Zukunft aus der Verantwortung gegenüber den menschlichen Werken der Vergangenheit das Kennzeichen humanistischer Erziehungsarbeit.“¹⁷ Er lobte einen Heimatschutz, der nicht jede technische Veränderung ablehnte, der bereit war, der wirtschaftlichen Entwicklung gelegentlich Opfer zu bringen, der sich aber bemühte, herausragende Naturschönheiten zu bewahren und technische Bauten aller Art in moderner Gestaltung dem Landschaftsbild anzupassen.

Rüeggs Humanismus führte in mancherlei Verzweigungen. Natürlich verteidigte er den Bildungswert der alten Sprachen und die Obligatorien für Latein, die in Jurisprudenz, Medizin und der Philosophischen Fakultät noch bestanden. Er war bibliophil und kümmerte sich um die Entwicklung von Buchmarkt und Buchtechnik, und er verwahrte sich gegen missbräuchliche Verwendungen des Humanismusbegriffs wie durch Walter Ulbricht, als der damit die Mauer zu rechtfertigen sich erfrechte. Dem Totalitarismus stellte er das dialogische Prinzip gegenüber.¹⁸ Der Humanismus wende sich gegen die Auflösung der Gesellschaft in Teilsysteme, welche die Menschlichkeit als Ganze in Frage stellen.¹⁹

Einen Höhepunkt in Rüeggs wissenschaftlichem Schaffen stellte sein Lehrbuch der Soziologie aus dem Jahr 1969 dar. Es war ein Bestandteil des von ihm selbst angeregten Funk-Kollegs, einer „Vorlesungsreihe der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt in Zusammenarbeit mit dem Hessischen Rundfunk“.²⁰ Das Funk-Kolleg sollte den infolge der Zunahme der Studentenzahlen an die Grenzen der Aufnahmefähigkeit gelangten Universitätsbetrieb ergänzen und breitere Schichten erreichen. Behandelt wurden, in getrennten Bänden, Rechtswissenschaft, Wirtschaftswissenschaft, Geschichte, Soziologie und Politologie. Jeder Band wurde von einem angesehenen Frankfurter Kollegen aufgrund der am Radio gehaltenen Vorlesungen verfasst. Das Niveau entsprach dem einer Einführung; dank Knappheit und übersichtlicher Gestaltung wurden einige der Bände, wie auch derjenige Rüeggs, zu Bestsellern. Für die Soziologie spielte sein Werk eine besondere Rolle, weil, wie mir ein damaliger Student und heute bekannter Vertreter des Fachs versicherte, die Soziologen der ersten Stunde in der alten Bundesrepublik sich mit so vielen neuen Teilfragen wie der Technikentwicklung, aber insbesondere mit dem Nationalsozialismus zu befassen hatten, dass sonst keine vernünftige

¹⁷ A.a.O., S. 205.

¹⁸ A.a.O., S. 317.

¹⁹ A.a.O., S. 318.

²⁰ Walter Rüegg: Soziologie. Frankfurt am Main: Fischer 1969. Das Buch enthält eine kurze Entstehungsgeschichte des Funk-Kollegs.

lehrbuchmäßige Synthese des Ganzen gelang, welche die große deutsche Tradition der Soziologie aus der Zeit vor und um den Ersten Weltkrieg mit den neueren kontinentalen und vor allem angelsächsischen Entwicklungen zu einer überzeugenden Synthese verband. Die Einführung in die Thematik benannte die Arbeitsgebiete des Soziologen und erklärte geschickt die Vorgeschichte der Soziologie als eigenständiger Fachdisziplin. Im Kapitel über theoretische Grundlagen wurden die hauptsächlichsten Ansätze der Gründerväter der Soziologie abgehandelt, also beispielsweise Durkheim und Max Weber, während in einem dritten Kapitel unter dem Titel „Person und Sozialstruktur“ der Weg von diesen Grundlagen bis zu den zeitgenössischen empirischen Anwendungen gewiesen wurde. Den Abschluss bildete ein Kapitel über „Soziologie als humanistische Wissenschaft der Zukunftsorientierung“. Dazu gab es Übungsaufgaben und ihre Lösungen.

Als historisch und theoretisch orientierter Wirtschaftswissenschaftler kann ich hierzu kein Fachurteil abgeben, und es fehlen mir die Kenntnisse, um echte Besonderheiten des Buchs herauszuheben. Gelernt habe ich aus der Lektüre umso mehr und fand beispielsweise faszinierend, wie das Rollenhandeln im Sozialisierungsprozess dargestellt wird, mit dem hier den Gipfel bezeichnenden Problem, wie das Individuum die Rollen so in einen Zusammenhang zu bringen vermag, dass die Rollenkonflikte, wie sie sich aus der Einordnung in die gesellschaftliche Struktur ergeben, „schöpferisch wirken“.²¹ Sehr klar und folgerichtig werden auch beispielsweise der Abschnitt über Beruf und gesellschaftliche Differenzierung entfaltet und die historische Entwicklung des Berufsbegriffs von Luther her bis zur modernen Leistungsgesellschaft mit dem liberalen Prinzip der freien Berufswahl erklärt. Dies stellt Rüegg aber als eine zeitgenössische Theorie dar; Max Weber und seine Theorie des Handelns, in welcher die Berufe und Rollen eine wesentliche Anwendung bilden, hat er vorher im theoretischen Teil abgehandelt. Die Herausarbeitung der Grundbegriffe der verstehenden Soziologie an dieser Stelle war für Rüegg, der zum Funktionalismus Distanz hielt, wesentlich. Dass er die Soziologie auch gesellschaftskritisch wenden konnte, habe wir bereits gesehen.

Der Band „Bedrohte Lebensordnung. Studien zur humanistischen Soziologie“²² wurde zum 60. Geburtstag Walter Rüeggs am 4. April 1978 herausgegeben. Die Herausgeberin, Ruth Meyer, schreibt: „Den Anstoß, sich mit soziologischen Fragen zu beschäftigen, empfing Walter Rüegg durch den sich in seiner Unmenschlichkeit während seiner Studienzeit immer deutlicher entlarvenden Nationalsozialismus. Die wissenschaftliche Frage nach Erklärungsmöglichkeiten für dieses Phänomen stellte sich ihm nicht nur aus einer allgemeinen, sondern auch aus der existenziellen Betroffenheit durch Not und Vernichtung eines großen Teils der eigenen Familie.“²³ Damit hängt es zusammen, dass sich Rüegg gegen die Enthistorisierung durch den Funktionalismus in seinem Fach wandte. Aber auch die Thesen Rüeggs zur Hochschulreform und sein Verhältnis zur Kritischen Theorie der Frankfurter Schule

²¹ A.a.O., S. 106.

²² Walter Rüegg: Bedrohte Lebensordnung. Studien zur humanistischen Soziologie. Hrsg. von Ruth Meyer, Zürich: Artemis Verlag 1978.

²³ A.a.O., S. VII.

und ihrem utopistischem Denken entsprangen oder hingen wenigstens zusammen mit persönlichen Erfahrungen.

Ein erster Aufsatz über „Utopie und Geschichtlichkeit der Gesellschaft“²⁴ setzt sich mit den „Hessischen Rahmenrichtlinien zur Gesellschaftspolitik“ auseinander. Sie schrieben der Schule Ziele vor, nämlich den Manipulationscharakter der repressiven Toleranz zu denunzieren, gesellschaftliche Schranken zu überwinden, dem Individuum bei seiner Autonomisierung zu helfen und – für ein Schulprogramm erstaunlich und subversiv – das Leistungsprinzip zu überwinden. Rüegg wandte sich besonders gegen die dogmatisch vorgegebene Geschichtstheorie, welche die Ideologiekritik und utopische Gesellschaftsmodelle zu untermauern hatte. „Die Welt der symbolischen Formen, in denen vergangenes gesellschaftliches Handeln die Gegenwart bestimmt, konstituiert auch die heutige Gesellschaft in all den Verhaltensweisen, die sich der Handhabung durch unmittelbare Erfahrung und Fertigkeit entziehen und ihr einen großen Handlungs- und Entscheidungsspielraum unter Unsicherheit aufzwingen.“²⁵ Gegen den Utopismus wollte Rüegg den Umgang mit historischen Modellen in der geschichtlichen Reflexion setzen. Er, der selbst als Reformers schulischen Unterrichts und der Universität auftrat, verurteilte die hessischen Rahmenlinien nicht in Bausch und Bogen, sondern suchte nach einer differenzierten Beurteilung der einzelnen Elemente. Der geschichtlichen Reflexion wird die Aufgabe zugewiesen, die besonderen Bedingungen der Gegenwart zu erkennen, die Komplexität geschichtlicher Wirklichkeit dem gegenwärtigen Menschen erfahrbar zu machen und die Möglichkeiten und Grenzen beabsichtigter und unbeabsichtigter Wirkungen sozialen Handelns in der Vergangenheit besser zu verstehen.

Wenn Rüegg so mögliche Anmaßungen des historischen Denkens kritisierte, musste er auch Anmaßungen der Soziologie entgegentreten. In einem Aufsatz über den interdisziplinären Charakter der Soziologie, der dem Band beigegeben ist,²⁶ vergleicht er die Klassiker des Fachs seit Saint-Simon. Sie sei zuerst „supradisziplinär“ als eine universale Deutungs- und Handlungslehre aufgetreten, die über den anderen Wissenschaften stehen wollte wie einst die Theologie und die Philosophie. Nach Durkheim war die Soziologie dagegen eine Synthese von Spezialdisziplinen, die in ihrer Weise beschrieb, was in anderen Wissenschaften sich auf kollektive Institutionen bezieht, die also eine soziologische Betrachtung von Recht, Sprache usf. lehrte und betrieb, und so habe auch Weber seine Wirtschaftssoziologie, Musiksoziologie usf. aufgefasst. Charakteristisch warnt nun aber Rüegg, dass das Herbeirufen der Soziologen nicht ungefährlich sei. Diese Wissenschaft erweise sich doch wieder geneigt, auch als infradisziplinäre, sich zur Meisterin aufzuwerfen – ein Beispiel mag man in Versuchen sehen, sich die Literaturwissenschaft soziologisch anzuverwandeln. Alles Handeln von der soziologischen Basis her zu betrachten entspreche einem eigentümlichen Totalitarismus. Rüegg setzt sich schließlich für ein interdisziplinäres Verständnis des Faches ein. „Die Soziologie hat die Aufgabe, soziales Handeln und dessen

²⁴ A.a.O., S. 1.

²⁵ A.a.O., S. 15.

²⁶ A.a.O., S. 25 ff.

Verfestigungen in ihren geschichtlichen Sinnzusammenhängen und ihrer Wirkung auf die mitmenschliche Wirklichkeit kritisch zu analysieren.“²⁷ Als ein Beispiel einer solchen kritischen Unternehmung gibt er den soziologischen Beweis an, dass die Chancengleichheit im realen Sozialismus auch nicht größer sei als in den westlichen Gesellschaften. Eine problemorientierte Forschung müsse anerkennen, dass z. B. die Gestaltung der natürlichen Lebensbedingungen nicht nur eine Frage der Wirtschaft sei oder dass zum Verständnis der Drogenprobleme Sozialisationsprozesse, Psychologie und rechtliche Kontrolle alle herangezogen werden müssten. Damit kehrt er zu der These zurück, es sei die Soziologie letzten Endes eine humanistische Wissenschaft.

In mehreren der Aufsätze greift er die Geschichte des Humanismus, insbesondere in Deutschland, wieder auf. Ausführlich setzt er sich mit Wilamowitz und der von ihm verkörperten altertumswissenschaftlichen Tradition auseinander und zeigt, wie die Leitbildfunktion der Antike allmählich verblasste; zu den Gegenbewegungen rechnet er „neue Hypostasierungen“ des Jugendkultes wie beim Wandervogel oder dem George-Kreis.²⁸ Er beruft sich auf eine Beobachtung Diltheys, die Wertmaßstäbe der westlichen Welt seien in der Antike eher bei Cicero und Kirchenvätern vorfindlich als in der älteren griechischen Tradition; die prägende Kraft sei von den römischen Vermittlern ausgegangen.

Erlebte Universitätsgeschichte

Rüeggs Aufsatz „Die studentische Revolte gegen die bürgerliche Gesellschaft“ beginnt mit einer studentischen Kritik an ihren Professoren aus dem 15. Jahrhundert, die, modernistisch übersetzt, auch aus dem Jahre 1968 stammen könnte.²⁹ Er akzeptiert den kritischen Anspruch. Es gehört zur gesellschaftlichen Rolle der Studenten, an den Autoritäten Kritik zu üben, und besonders an den eigenen Lehrern. Nicht nur, weil der jugendliche Status und die Ausgliederung aus der Familie und der Schule zu einer kritischen Haltung prädestinieren, sondern weil rationale Kritik für die Universität überhaupt konstitutiv ist. Rüegg sah sich selbst als kritischen Hochschullehrer und Reformers – lange vor der studentischen Rebellion. Zur „dornenvollen“ Geschichte der neuen Hochschulreform habe auch gehört, dass es anfangs so schwierig gewesen sei, die Studenten dafür zu interessieren, obwohl man – insbesondere bei den Neugründungen von Universitäten – versucht habe, sie einzubeziehen. Aber auch den Professoren fielen die Reformen schwer. Sie nähmen es hin, dass die Studentenzahlen, in Deutschland durch keinen Numerus clausus begrenzt, den sich erweiternden Kapazitäten ständig davonliefen, weil hohe Studentenzahlen hohe Kolleggeldeinnahmen bedeuteten. In der Tat degeneriere die Universität unter diesen Umständen zu einem dem Industriebetrieb analogen System. Die Studenten empfänden sich als ausgebeutet, der Rektor werde als Spitze solchen Betriebs gesehen und „Rüegg muss weg!“-Parolen habe er zu ertragen. Es steige der bürokratische Aufwand. Eine Unruhe sei weltweit festzustellen. Nicht nur des

²⁷ A.a.O., S. 36.

²⁸ A.a.O., S. 88, S. 104.

²⁹ A.a.O., S. 225.

Vietnamkriegs wegen; auch in Osteuropa gebe es Proteste. Gegen die Provokationen, gegen die moralischen Diffamierungen, gegen die die Konflikte ausschlachtenden Medien gelte es, eine Strategie der „aktiven Geduld“³⁰ zu entwickeln. Das Provokationsschauspiel müsse man sich selbst ad absurdum führen lassen und die Studenten, die auf dem Boden der Rechtsordnung stünden, für die Universitätsreform mobilisieren, für die er sich seit langem einsetze.

Rüegg nannte als Zielsetzungen der Hochschulreform den Übergang zur Präsidialverfassung, die Umgestaltung der Fakultäten zu Fachbereichen, die stärkere Beteiligung promovierter Mitarbeiter, die stärkere Beteiligung der Studenten auf der Ebene der Fachgebiete, unter organisierter Kritik der Lehrveranstaltungen (heute sprechen wir von Evaluationen), und schließlich gelte es, die Größe der Universität zu beschränken; deshalb habe er für Frankfurt den Plan einer „Außenuniversität“ entwickelt, welche die Kernuniversität ergänzen solle. Die studentischen Proteste hätten geholfen, einige dieser Postulate auf den Weg zu bringen. Andererseits gelte es, den sozialen Druck, ja die Erpressungsmittel der Studenten abzuwehren. Ihre Nutzung „magischer Formeln und Riten“ führten sie zusammen; ihr Erfolg sei der Proklamation einer „sektiererischen Heilslehre“ zuzurechnen, die auf einer „unhistorischen und dysfunktionalen Simplifizierung wissenschaftlicher Teilerkenntnisse“ beruhten.³¹ Da werde es zur Aufgabe der Wissenschaft, die Normen demokratischen Verhaltens in einen neuen Sinnzusammenhang zu bringen.

„Verloren haben wir den Glauben, Zukunft könne als Endzeit einer bleibenden Idee verwirklicht werden“, fährt er fort.³² Die Hochschulreform könne nicht darin bestehen, die Humboldt'sche Universitätsidee in plebiszitärer Form zu erneuern. Vielmehr habe er als Soziologe festzustellen, dass die Grundmuster, nach denen ein soziales System gestaltet wird, auch dessen zukünftige Formen bestimmen. Da sei zuerst an die universitäre Aufgabe der Berufsvorbildung zu erinnern; die Universität müsse Qualifikationen garantieren. Sie habe dann die Aufgabe, Werte, Normen, Weltbilder, Wissensformen zu erforschen; als Teil des kulturellen Symbolsystems der Gesellschaft müsse die Universität in Interaktion mit persönlichen Vorbildern eine wissenschaftlich fundierte Bildung vermitteln. Die Älteren unterrichteten die Jüngeren, so im Mittelalter die Magister auf der Stufe des Baccalaureus, so heute Tutoren und Assistenten für die Anfänger. Akademische Grade abzuschaffen habe man immer versucht; es sei immer wieder gescheitert, weil diese Stufungen naturwüchsige Strukturmerkmale der Universität blieben. Gegen die landesherrliche Aufsicht setzte er die Selbstverwaltung, gegen das politische Mandat, wie es die Studenten damals forderten, den Pluralismus, ein akademisches Ethos und die Kollegialität. Zu den säkularisierten Erbschaften einer ursprünglich religiös geprägten Universität gehörten die Einsicht in die Begrenztheit menschlicher Vernunft, die Achtung vor dem Individuum, das Wahrheitsgebot und auch ein wirtschaftliches Desinteresse. Einerseits werde Leistung verlangt, andererseits Solidarität im Teilen der wissenschaftlichen Ergebnisse und schließlich die Anerkennung der Gleichheit vor der Wissenschaft. Schließlich erinnerte er an den Bildungsauftrag und meinte, der

³⁰ A.a.O., S. 236.

³¹ A.a.O., S. 239.

³² A.a.O., S. 280, im Aufsatz „Hat die klassische Universität noch eine Zukunft? Ein Ausblick“.

deutschen Universität insbesondere fehle eine Collegestufe als Zwischenglied zwischen der Schule und der Universität, die eine Éducation permanente vermittele.

Die Reden und Aufsätze, aus denen wir zuletzt zitiert haben, umspannen die Zeit von 1968 - 1977. Rüeegg hat in seiner Frankfurter Zeit und zu Beginn seiner Tätigkeit in Bern viel bewirkt und erduldet; es wäre für jeden, der davon etwas weiß, unverständlich, wenn darüber hier nicht berichtet würde, natürlich nicht in allen Einzelheiten, aber wenigstens im Überblick. Rüeegg selbst erwartete eine Aufarbeitung der Geschehnisse jener Jahre und hat dazu alle möglichen Zeugnisse von amtlichen Akten bis zu Flugblättern, Briefen, Erlassen und Gesprächsnotizen gesammelt und sie einem Institut in Hamburg zur künftigen Erforschung überlassen.³³ Aus seiner in den Anfangsjahren keineswegs konservativen Haltung heraus glaubte er, die Dinge auch hart beim Namen nennen zu dürfen. Eine Scheidelinie bedeutete wohl seine Verteidigung Carlo Schmidts im November 1967 gegen den Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS). Es ging um die Notstandsgesetzgebung, von der die Studenten in künstlicher Zuspitzung behaupteten, sie werde die Demokratie untergraben. Es sei das Recht des SDS, den Minister und Abgeordneten Carlo Schmid zur Rede stellen zu wollen, es sei aber die „Einführung faschistischer Terrormethoden“, wenn aufgefordert werde, in die Vorlesung Schmidts „einzubrechen“.³⁴

Schon Rüeeggs eigene Berufung war mit Konflikten mit dem Institut für Sozialforschung verbunden. Hans Achinger, der bedeutende Sozialpolitiker, damals Dekan der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät, bemühte sich um die Wiedererrichtung des Ordinariats für Soziologie, das Oppenheimer und Mannheim innegehabt hatten.³⁵ Das eröffnete für die WiSo-Fakultät die Perspektive, einen Diplomstudiengang Soziologie einzurichten. In der Philosophischen Fakultät, in der insbesondere Horkheimer und Adorno auch Soziologie neben Philosophie lehrten, existierte bereits ein solcher; man sollte schließlich, unter großen Mühen, die lange in der Erinnerung blieben, zu einer gemeinsamen Prüfungsordnung gelangen. Sie diene als Grundlage eines erfolgreichen gemeinsamen Studiengangs, der als solcher 1966-1971 bestand.³⁶ Adorno sah in Rüeegg nicht so sehr die fachliche Konkurrenz – er wandte sich nicht gegen seine Berufung an die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät –, als den Soziologen, der „offen und unverhüllt“ Anspruch auf das Mitdirektorat am Institut für Sozialforschung erhoben habe.³⁷ Er

³³ Archiv des Forschungsprojekts von Carola Groppe, Helmut Schmidt Universität der Bundeswehr, Hamburg.

³⁴ Notker Hammerstein: Die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Band 2, Nachkriegszeit und Bundesrepublik 1945 bis 1972, Göttingen: Wallstein Verlag 2012, S. 768. Der Begriff „Linksfaschismus“ war schon im Juni 1967 von Habermas in die Debatte geworfen worden.

³⁵ Formal wurde Rüeegg auf den Lehrstuhl Soziologie I berufen, der 1959 als Stiftungslehrstuhl des Instituts für Gemeinwohl neu errichtet und 1961 in den planmäßigen Haushalt übernommen wurde. Vgl. Bertram Schefold (Hrsg.): Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler in Frankfurt am Main, 2. erw. Aufl., Marburg: Metropolis 2004, S. 674.

³⁶ Vgl. Felicia Herrschaft und Klaus Lichtblau (Hrsg.): Soziologie in Frankfurt. Eine Zwischenbilanz. Wiesbaden: VS Verlag 2010. Danach war der Diplomstudiengang in der Philosophischen Fakultät als erster in Deutschland auf Initiative der Deutschen Gesellschaft für Soziologie gegründet worden; die WiSo-Fakultät wollte sich erst beteiligen, wenn die Soziologie auch bei ihr unterrichtet würde. Mit der Auflösung der Fakultäten gingen 1971 soziologische Lehrstellen aus beiden Fakultäten in den neugegründeten Fachbereich Gesellschaftswissenschaften über, der nun für das Fach zuständig wurde.

³⁷ A.a.O., S. 524.

befürchtete wohl nicht ohne Grund, Rüegg würde das Institut in eine andere Richtung drängen.

Rüegg wurde schon bald nach der Berufung (1961) zum Dekan (1963/64) gewählt, und diese Funktion wiederum war sein Sprungbrett für das Rektorat im Jahr 1965/66. Mit seinem Engagement für die Öffentlichkeitsarbeit der Universität – wir haben seinen Einsatz für das Funk-Kolleg schon kennen gelernt – erschien er vielen als „links“. Energisch setzte er sich für ein neues Hochschulgesetz in Hessen ein und war 1967 Präsident der Westdeutschen Rektorenkonferenz. Eine dritte Amtszeit, erkämpft in umstrittenen Wahlen, weil dritte Amtszeiten eigentlich nicht üblich waren, überstand er in immer turbulenteren Verhältnissen, in denen schließlich nicht mehr ordentlich gewählt werden konnte, so dass er eine vierte Amtszeit kommissarisch eingesetzt begann. In dieser war er der letzte Rektor der Universität nach altem Recht. Mit den anderen hessischen Universitätsrektoren trat er protestierend zurück, als das hessische Hochschulgesetz endlich eingeführt wurde. Dieses enthielt zwar manche Bestimmung, für die er sich selbst verwendet hatte, war aber mit vielen weiteren versehen, die er für nicht richtig hielt. Nach einem Urlaub und einer Übergangsperiode wich er 1973 an die Universität Bern aus, die ihm einen Ruf erteilt hatte. Auch dort waren die Verhältnisse zu Beginn nicht friedlich, doch darauf können wir hier nicht eingehen. Mit Kollegen seiner Generation in der WiSo-Fakultät, Karl Häuser und Friedrich Tenbruck (dieser mittlerweile in Tübingen), und mit vielen weiteren Kollegen wurde er zu einem Gründungsmitglied des nun als konservativ geltenden Bundes „Freiheit der Wissenschaft“.

Der gemeinsame Diplomstudiengang Soziologie wurde jedoch schließlich eingerichtet, und es waren die Berufungen so berühmter Soziologen wie Friedrich Tenbruck und Thomas Luckmann sowie des Politologen Fetscher an die Fakultät erfolgt. Jeder dieser Vorgänge war von Konflikten mit Adorno, Horkheimer und dem Institut für Sozialforschung begleitet. Hammerstein hat sie in den Hauptzügen in seiner Universitätsgeschichte beschrieben. Bei alledem gelang es, dass Horkheimer und Rüegg bei Differenzen in der Sache Kollegialität, ja sogar Freundschaft bewahrten, während sich Rüegg mit Adorno nur schwer vertrug. Der Erinnerung an beide hat er Aufsätze gewidmet. Im Falle Horkheimer ist es ein Nachruf, geschrieben aus Anlass von Horkheimers Begräbnis in Bern, an dem nur wenige, verlegene Vertreter aus Frankfurt, teilgenommen zu haben scheinen, denn auch Horkheimer war aus der Studentenrebellion nicht unbeschadet hervorgegangen.³⁸ Seinem Konflikt mit Adorno hat Rüegg einen ganzen Vortrag in Heidelberg gewidmet, in dem auch persönliche Erfahrungen und charakterliche Differenzen zur Sprache kommen. Gewiss war Adorno als Philosoph der Bedeutendere der beiden, aber Rüegg war ihm in der Einschätzung und Gestaltung des politisch Möglichen und Gebotenen überlegen.³⁹

Als Rektor ist Rüegg vor allem in Erinnerung, weil er ein neues Hochschulgesetz beförderte und sich dann gegen seine konkrete Ausgestaltung wendete. Weniger

³⁸ Rüegg, Bedohte Lebensordnung, a.a.O., S. 19 – 23.

³⁹ Walter Rüegg: Die 68er Jahre und die Frankfurter Schule. Schriften der Margot- und Friedrich-Becke-Stiftung zu Heidelberg 9. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2008.

bekannt ist, dass unter seinem Rektorat die Frankfurter Universität von einer städtischen Universität, die den Stiftungscharakter teilweise bewahrt hatte, zu einer Landesuniversität wurde. Rüegg war bemüht, in möglichst vielen Aspekten den Stiftungscharakter zu wahren, konnte sich damit aber kaum durchsetzen.⁴⁰ Er verdankte es seinem Geschick und seiner vermittelnden Art, dass er leicht ein zweites Mal gewählt wurde. Dabei spielte auch eine Rolle, dass er als Schweizer keine Probleme mit einer politisch belastenden Vergangenheit zu befürchten hatte, als in jenen Jahren andere Kandidaten über die Enthüllung solcher Vergangenheit gestolpert waren.⁴¹ Die zweite Wiederwahl allerdings erbrachte einen Konflikt insbesondere mit der Juristischen Fakultät, die eigentlich an der Reihe war, mit einem eigenen Kandidaten aufzutreten, und auch einen aufgestellt hatte. Die Situation wurde kompliziert durch den Umbruch bei der Universitätsgesetzgebung, die dem Mittelbau und den Studenten eine größere Mitbestimmung zubilligen wollte.

Die schwereren Konflikte allerdings verbanden sich mit der Auseinandersetzung um die Studentenrevolte. Der Punkt, an dem die Steigerung von deren Manifestationen nicht mehr tolerierbar schien, lag für jeden Hochschullehrer woanders. Während die einen sich schon gegen die Anfänge verwahrten, während Rüegg selbst Kritik so lange zuließ, als sie sich mit harmlosen Provokationen verband, unterstützten Adorno, Habermas und von Friedeburg „den Protest unserer Studenten gegen Gefahren einer technokratischen Hochschulreform“ noch bei der Besetzung des Soziologischen Seminars, einige Monate, nachdem schon das Rektorat besetzt worden war. Insoweit suchten sie die studentische Bewegung für ihren Zweck zu deuten, auch wenn sie die Aktionen selbst nicht guthießen, sich gegen eine Konfrontation um jeden Preis wandten und sich von manchen Provokationen angewidert zeigten⁴². Rüegg sah sich bei der Rektoratsbesetzung veranlasst, auf dem Dienstweg die Polizei zu rufen. Nicht ohne Grund erblickte er im Institut für Sozialforschung „den eigentlichen Nährboden für all diese gesellschaftsrevolutionären Theorien“. Nach seinem Rücktritt hatte Rüegg zunächst die Geschäfte weiterzuführen, aber dann setzte der mittlerweile zum Kultusminister erhobene von Friedeburg in für ihn kränkender Form Nachfolger ein. So gesellte sich zu den politischen Konflikten persönliche Bitterkeit.

Für Rüegg war dies nicht das Ende. In Bern gelangte er in neue Positionen, in denen er seine wissenschaftliche Herangehensweise mit seiner politischen und organisatorischen Begabung fruchtbar machen konnte. Beispielsweise spielte er eine wichtige Rolle in der Balzan-Stiftung. Aber wir wollen hier nur auf eine Aufgabe noch näher eingehen, seine Herausgabe des in mehrere Sprachen übersetzten verbündigen Werks „Geschichte der Universität in Europa“, das auf Initiative und mit Hilfe der „Europäischen Rektorenkonferenz ... mit Sitz in Genf erschien“, die nach der Angabe im ersten Band (1993) über 500, nach der des vierten Bandes (2010) über 800 Universitäten ganz Europas vereinigt. Rüeeggs Einsatz war hier ein außergewöhnlicher und erfüllte einen großen Teil seiner Zeit als Emeritus, bis der

⁴⁰ Hammerstein, a.a.O., S. 672 ff.

⁴¹ Hammerstein, a.a.O., S. 678.

⁴² Hammerstein, a.a.O., S. 783. Die Rektoratsbesetzung erfolgte im Mai 68, die des Soziologischen Seminars im Dezember 68.

letzte Band 2010 erschien. Viele Treffen der Mitherausgeber und eine lange Reihe von Tagungen der zahlreichen Autoren gingen der Publikation⁴³ voraus, die von mehreren Stiftungen unterstützt wurde. Rüegg hat sich in einer für ein solches Werk ungewöhnlichen Weise persönlich eingebracht, indem er die Beiträge, soweit sie auf Englisch und Französisch vorlagen, selbst übersetzte, vor allem aber, indem er in jedem der Bände nicht nur Einleitungen, sondern die Ergebnisse eigener Forschung in Aufsatzform beitrug. Es trägt daher von Anfang bis Ende seinen Stempel.

Er hat darüber in der Frankfurter Wissenschaftlichen Gesellschaft berichtet, und zwar in einem Vortrag „Was lehrt die Geschichte der Universität?“, den er am 4. Juni 1994, nach Erscheinen des ersten Bandes und während der Vorbereitungen für den zweiten, hielt.⁴⁴ Rüegg berichtet wie der Auftrag zur Erstellung des Werkes durch die Europäische Rektorenkonferenz 1984 an ihn erging, in einer Zeit, in der die Auffassung vorherrschte, die inneren und äußeren Verhältnisse der gegenwärtigen Universität seien so verschieden von der Vergangenheit, dass aus dieser keine Lehre gezogen werden könnten. Dagegen setzte Rüegg die These, während 800 Jahren seien die wesentlichen Funktionen und Strukturen der Universität bewahrt worden, trotz dem enormen Wandel der Rahmenbedingungen um diese herum. Der Erklärung dieses Tatbestandes dient der Aufsatz. Er schildert die Entwicklung der Universität als Körperschaft und die Abhängigkeit derselben von ihren Trägern. Der Einklang zwischen beiden sei entscheidend: „Im Hurrikan, der von 1964 bis 1970 die abendländische Universitätslandschaft von Berkeley ostwärts bis Berlin durchzog, behaupteten sich diejenigen Universitäten am besten, deren Lehrkörper einig blieb in der Freiheit der Wissenschaft und dabei von ihren Trägern unterstützt wurden. Dies konnte noch in Frankfurt beobachtet werden ...“.⁴⁵ Erst als diese Solidarität zerbrochen sei, habe man der bisherigen Körperschaftsstruktur ein Ende setzen können. Mit diesem Fazit hat Rüegg sein Erleben an der Frankfurter Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften und am Fachbereich Wirtschaftswissenschaften unter dem Titel „Das Ende einer Liebe auf den ersten Blick“ beschrieben.⁴⁶ Seine Reaktion wird auch der verstehen, der an dieser Geschichte in anderer Weise teil hatte und nicht immer auf seiner Seite stand. Bewährt hat sich Rüeggs Einsicht, dass die Grundstrukturen der Universität einen langen Bestand haben und verwandelt wieder erstehen. Er schätzte das amerikanische Universitätssystem als eine Abwandlung des europäischen. Wenn heute versucht wird, sich an amerikanische Vorbilder stärker anzulehnen und eine neue Synthese mit den europäischen Traditionen zu finden, würde er dem wenigstens nicht grundsätzlich widersprechen. Auf seinem Gebiet stellt er sich dar als ein Mann von besonderem Charakter, der sein Erbe, das familiäre und das

⁴³ Geschichte der Universität in Europa. Herausgegeben von Walter Rüegg. Bd. 1 Mittelalter, Bd. 2 Von der Reformation bis zur Französischen Revolution 1500 – 1800, Bd. 3 Vom 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg 1800 - 1945, Bd. 4 Vom Zweiten Weltkrieg bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. München: Beck Verlag 1993 - 2010.

⁴⁴ Walter Rüegg: Was lehrt die Geschichte der Universität? Sitzungsberichte Bd. XXXII Wissenschaftliche Gesellschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1994.

⁴⁵ A.a.O., S. 13.

⁴⁶ Walter Rüegg: Das Ende einer Liebe auf den ersten Blick. In: Bertram Schefold (Hrsg.), Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler in Frankfurt am Main. Erinnerungen an die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät und an die Anfänge des Fachbereichs Wirtschaftswissenschaften der Johann Wolfgang Goethe-Universität. Marburg: Metropolis 1989, S. 199 – 219. Zweite, erweiterte Auflage 2004. Dritte Aufl. i. V.

intellektuelle, zu bewahren und zur Geltung zu bringen wusste: in seiner Weise eine historische Gestalt.

(8. Januar 2016)